Landschaften, Menschen und intérieurs vom Gargano : der Onorevole

Autor(en): **Wackernagel, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751129

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

LANDSCHAFTEN, MENSCHEN UND INTÉRIEURS VOM GARGANO.

DER ONOREVOLE.

In einem Neapeler Salon wurde ich letzten Winter einmal mit dem Parlamentsabgeordneten des Garganokreises, Onorevole Z., bekannt. Ich dachte die Gelegenheit zu benützen, von diesem Herrn einige Auskünfte für eine beabsichtigte Reise durch die Provinz Foggia zu gewinnen. Doch hatte ich kaum in aller Bescheidenheit ein paar Worte vorgebracht, als er überschäumend liebenswürdig, wie die Süditaliener immer sind, mich fast umarmte vor Freude, dass ich als Fremder diese Gegend besuchen wolle, und mir sofort, unter einem Schwall ganz überflüssiger Anpreisungen, das gern gegebene Versprechen abnahm, ihn auf seinem Gut Ripalta zu besuchen und von da aus eine Fahrt über den Gargano zu machen.

Eines Abends, Ende April, stieg ich denn, von Termoli herkommend auf der kleinen Station Ripalta aus, die, von einem Eukalyptuswäldchen umzogen, ganz einsam inmitten weitgedehnter Kornfelder liegt.

Respektvoll lüftete der Stationsvorstand seine rote Mütze, ein Weichenwärter ergriff gleich mein Gepäck und begleitete mich hinaus, wo der Wagen des Onorevole hielt.

Wohl eine Stunde lang ging es dann bei einbrechender Nacht durch eine baumlose, flache Gegend, bis endlich auf einer Anhöhe ein mächtiger dunkler Gebäudekomplex sich näherte, und wir gleich darauf durch einen hallenden Torweg, in dem ich mit Erstaunen ein paar gewölbetragende gotische Kapitäle bemerkte, einfuhren.

Bediente mit Lichtern standen im Hofe bereit, auf der Treppe begrüsste mich im Namen des Gutsherrn zunächst der Verwalter; er selbst stand dann oben und führte mich unter verbindlichstem Lächeln und einer Menge schöner Redensarten in den kleinen Empfangssalon, dessen Wände mit einer vornehmen alten Bibliothek tapeziert waren. Sofort erschien auch das zu allen Tag- und Nachtstunden unvermeidliche Begrüssungsgetränk der Meridionalen, der Caffè nero.

Einige Honoratioren aus der Umgegend waren auch herbestellt worden. Wir hielten zusammen einen fröhlichen Pranzo, mit viel vortrefflichem Wein aus den Reben des Gutes und interessanten Gesprächen über die mancherlei merkwürdigen halbmittelalterlichen Zustände und Verhältnisse in diesen Gegenden.

Andern Tags fand ich mich beim Erwachen höchst überrascht unter einem schönen gotischen Kreuzgewölbe, das direkt aus dem Fussboden — wo in den Ecken die Kapitäle zur Hälfte herausguckten — hervorwuchs. Im übrigen war dieses ungewöhnliche Schlafzimmer höchst elegant, korrekt und gediegen eingerichtet, etwa wie in einem modernen englischen Landhaus. Neben dem Fenster aber, aus dem ich das ganze kleine Dorf der zum Gut gehörenden Ökonomiegebäude, mit den Reihen niedriger Bauernwohnungen, den Ställen, Scheunen, Postbureau, kleinem Kaufladen und Schenke, übersah, stiess aussen wieder ein mittelalterlicher Baurest vor, daran epheuüberwachsene Strebepfeiler und ein schlankes spitzbogiges Fenster.

Das ganze Herrschaftsgebäude ist so in ganz einzigartiger Weise hineingebaut offenbar in die Ruinen einer grossen gotischen Klosterkirche, von der nur der Chor noch als Gutskirche in ganzer Höhe wohlerhalten besteht. Das Mittelschiff ist jetzt offener Hof, darin die Zisterne als Einfassung das innere Rad eines grossen Rosenfensters trägt, in den Seitenkapellen sind Pferdeställe untergebracht, über dem Strohmagazin steigt noch ganz offen ein kolossales Querschiff auf.

Nachmittags Abfahrt nach dem Gargano, der wie eine breit ausgedehnte steile Felsenburg zwischen Ebene und Meer, mit vielen grauen Felsbastionen und kaum begrünten Schluchten sich auftürmt.

Wir fuhren ziemlich lange durch die wohlangebaute, aber mässig interessante Ebene, kamen an einen grossen Lagunen-See, den eine schmale Landzunge vom Meer trennt; daran das Städtchen Lésina, ganz weiss und sehr einladend, gefällig in der warmen Nachmittagssonne; weiterhin wird die Gegend allmählich sehr hügelig, das Gebirge rückt näher, an seinem Fuss endlich eine grössere Ortschaft, Apricena, was auf Deutsch der „Eberschmaus“ bedeutet. Hier wird Halt gemacht. Der kuriose Name geht, wie alles Merkwürdige in Apulien, auf Friedrich II. zurück, der in den tiefen Wäldern und Schluchten dieser Gegend die vor-

trefflichen Wildschweine gejagt und mit besonderer Vorliebe verzehrt haben soll. Von diesen berühmten kaiserlichen Jagdgründen ist heutzutage nichts mehr vorhanden, doch mitten im Ort steht noch das kleine Schlösschen, von dem wenigstens der Hauptturm mit seinem charakteristischen, schöngefügten Quaderwerk, mit dem spitzbogigen Pförtchen und der unlesbar gewordenen Marmorinschrift darüber, ohne Zweifel auf die hohenstaufische Zeit zurückgeht.

Derweilen ich dieses kleine Bauwerk besichtigte, hatte sich mein Gastgeber, der hier wie ein kleiner König begrüsst wurde, sogleich auf das Municipio, das Gemeindehaus begeben, um da eine improvisierte Wählerversammlung zu präsidieren. Ich fand ihn dann, wie er einem Haufen sich aufregender, durcheinanderschreiender und gestikulierender Kleinstadtpolitiker mit sehr überlegenem Lächeln und kurzen Worten nach und nach die Köpfe zurechtsetzte.

Es dunkelte schon, bis er endlich alle beruhigt hatte; jedoch dann kam erst noch der offizielle Ehren-Vermouth, den der Sindaco in seinem Hause anzubieten sich verpflichtet fand.

Als wir schliesslich weiterfahren konnten, war es völlig Nacht geworden. Eine schöne sternenhelle Nacht mit etwas Mondschein. Das Gebirge, in das die Strasse sich nun hinaufzog, wirkte so ganz besonders grossartig; aber je mehr wir in die Höhe kamen, desto empfindlicher machte sich auch die Kälte der Nachtluft in dieser rauhen Felseneinöde fühlbar; und wir waren denn beide gar nicht unzufrieden, als endlich die Lichter von San Nicandro, unserm Endziel, mit einem Mal ganz nah vor uns auftauchten und wir uns bald darauf im väterlichen Haus des Abgeordneten, um das grosse Kohlenbecken herumsitzend, wieder allmählich erwärmen konnten.

Sehr merkwürdig war auch dieses Intérieur, dieser weitläufige, sehr altmodisch-ländliche Familienpalazzo. Die überwölbte Eingangshalle unten, mit verschiedenartigen Vehikeln vollgestellt, der etwas verwahrloste Hof, aus dem eine breite Freitreppe zu den Wohnräumen hinaufführt. Oben dann vor allem der Repräsentationssalon von unheimlicher Grösse, mit fünf oder sechs Sofas und einer Unmenge von Stühlen, die in mehreren kreisförmig geschlossenen Anordnungen aufgestellt standen wie im voraus

abgesteckte Konversationszirkel; alle mit weissen Überzügen versehen. In jeder Ecke ein grosser Spiegel mit Marmortischchen davor, worauf (neben ein Paar guten alten Stücken) sich das niederträchtigste Nippes-Zeug ausbreitete, wie sie es sich offenbar jedesmal als Andenken aus dem Bazar von Foggia mitbrachten, grell bemalte Genrefiguren in aufdringlicher Grösse, Makartbuketts und dergleichen. In der Mitte jeweilen ein verstaubtes Kaffee-Service oder ein Brett mit nie gebrauchten Likörgläsern als Hauptschaustück.

Weit besser gefiel mir mein Schlafzimmer; das majestätische alte Ehebett mit seiner roten Brokatdecke und dem geschnitzten Aufsatz am Kopfende, der das sinnige Motiv von zwei verschlungenen Händen in einer Blumenguirlande zeigte. Ein byzantinisches Madonnenbildchen auf Goldgrund hing darüber; und auch der Landesheilige, St. Michael, fehlte nicht, das kleine Alabasterstatuettchen mit dem Weihwasserbecken zu Füssen, das man in jedem anständigen Haus der ganzen Gegend findet; ein dürrer Olivenzweig war dahinter gesteckt, und der Rosenkranz hing dabei.

EINE ZEHNSTÜNDIGE POSTFAHRT.

Es war noch ganz früh am folgenden Morgen, der Diener hatte mir eben erst den schwarzen Kaffee hereingebracht und ich befand mich noch in den Anfangsstadien meiner Toilette, als sich schon der Onorevole meldete, mit höchst geknickter Miene und einem Telegramm in der Hand. Er müsse nach Rom verreisen, seine Interpellation über die Olivenkulturen komme morgen in unerwarteter Weise in der Kammer vor; es sei „proprio una disgrazia“ für ihn usw. Er war fassungslos. Ich tröstete mich meinesteils allmählich, als ich hörte, dass ein Postkurs bestehe bis nach Vieste, an der äussersten Spitze des Vorgebirges, und bat ihn nur noch um ein paar Adressen und Empfehlungen für die verschiedenen Orte, wo etwas Interessantes zu sehen sein würde. Gut! Im Handumdrehen hatte er ein reichliches Dutzend derartiger Billette, eines schmeichelhafter und emphatischer als das andere für den ganzen Gargano fertiggestellt, und fuhr dann sofort ab, um noch den Mittagsschnellzug unten in S. Severo zu erreichen.

Ich aber verfügte mich in aller Musse hinunter an den Ausgang des Ortes, wo die grosse Fahrstrasse vorbeikommt und fand da die Post aus der Ebene herauf bereits angelangt.

Es war ein famoses Bild, eine Szene durchaus wie aus einer Reisebeschreibung von vor 100 Jahren: die zwei grossen Kutschen von ganz altertümlicher Konstruktion, hoch aufgetürmt und beladen mit allerhand Kisten und Säcken usw., jeder mit vier Pferden nebeneinander bespannt, ein grosses Getriebe und Geschrei von Leuten drum herum. Vor der Tür der kleinen durch das übliche rote Fähnlein gekennzeichneten Schenke stand der dicke Postkondukteur, der das Ganze dirigiert, und nahm noch einen Trunk vor der Abfahrt.

Ich verlangte von ihm einen Platz erster Klasse (es gab nämlich deren vier), war aber eher enttäuscht, als sich das einfach als ein Rücksitz im ersten Wagen herausstellte, der mit drei Leuten und einem Haufen kleinen Handgepäckes überhaupt schon mehr als vollgestopft schien. Doch räumten mir diese sofort Platz, so gut es ging unter einigen freundlichen Witzen (wo man bei uns natürlichermassen halbunterdrückte Flüche vernommen hätte) — ich merkte gleich, dass man hier gewohnt ist, sich in derartige Situationen sofort und selbstverständlich mit Humor zu finden, einer schimpfte über die Postverwaltung und das rückständige Wagenmaterial, der andere, daran anknüpfend, über das Ministerium Giolitti im allgemeinen — und als sich die Sache in Bewegung setzte, waren wir bereits mitten in der angeregtesten Unterhaltung.

Mein Gegenüber in der II. Klasse, ein Emigrant aus Amerika, wie er nachher erzählte, der nach Hause reiste, um seine Frau herüberzuholen, zog bald sein Frühstück heraus und wollte durchaus, dass ich ein Stück von seinem Käse und Brot annähme; daraufhin brachte der Forstaufseher, der den Platz neben mir hatte, gleich eine Flasche höchst vorzüglichen Weines zum Vorschein und liess sie zirkulieren; kurz, fürs Erste machte sich die Reiserei ganz nett. Nur ärgerten mich die winzig kleinen und fast undurchsichtigen Fenster der Kutsche, die meine Fahrgenossen auch offenbar nicht gern geöffnet haben mochten; zudem schlief der etwas übelriechende Forstmann allmählich ein und sank, dabei instinktiv Anlehnung suchend, alle Augenblicke mit dem Kopf auf meine Schulter, sodass ich schliesslich mit der Erklärung, ich müsse als

Fremder die Gegend besichtigen, mich entschuldigte und in die III. Klasse überstieg. Da sass man im Grunde auch viel feiner, in einer Art Impériale unter dem offenen Vordach gleich hinter dem Kutschbock.

Wir fuhren durch eine rauhe, steinige Gegend, die nur ein paar vereinzelte Blütenbäume und eine Menge wildwachsender blauer Schwertlilien schmückten. Über uns grauer Wolkenhimmel, aber unten in der Ebene lag die Sonne und darüber hoch am Horizont ansteigend als funkelnder, duftig grüner Streif das Meer; wir kamen durch einen schönen Frühlingswald mit frisch ausschlagenden Buchen und roten Anemonen, dann wieder der kahlen Berghalde entlang, an der weiter oben zwischen dem niederen Gestrüpp ein Rudel Pferde weideten.

Der Junge, der sie hütete, stand an der Strasse mit einem grossen Büschel von den feinen wilden Spargeln, die hier zwischen den Steinen wachsen. Der Kutscher hatte grosse Lust darauf, liess aber doch das arme Bürschlein so lange neben dem fahrenden Wagen hertraben, bis er sie für vier statt fünf Soldi haben konnte. Die Strasse senkt sich langsam; unter uns erscheint der kleine See von Varano, durch einen bewaldeten Landstreifen vom offenen Meer getrennt. Er glänzt freundlich in der Sonne und nur einzelne schöne violette Wolkenschatten bewegen sich langsam darüber hin.

Endlich die erste Station: Gragnano, wo die Pferde gewechselt werden, und ich unter Führung des Emigranten — da es unterdessen Mittag geworden — ausgehe, um mich zu verproviantieren. Nach einigem Herumfragen bringen wir schliesslich doch eine ganz stattliche Colazione zusammen: etwas Salami, einen Klumpen Schwarzbrot, einen kleinen beutelförmigen „Cacciacavallo"-Käse und endlich in einer Art Schenke eine tüchtige Flasche von dem dunkelroten kräftigen Garganowein, die anstatt des Pfropfens mit einem Fenchelstrunk zugestopft wird.

Gegen 1 Uhr geht es weiter. Durch lockere Olivengehölze hinunter gegen den See. In voller Mittagssonne. Die Strasse leuchtet, das Laubwerk der Oliven funkelt lustig und spielt mit seinen zierlichen blauen Schatten über den braunen Ackerboden hin. Oben an den Bergen ist das dichte Gewölk hängen geblieben, und nur ein paar leichte weisse Flocken flattern noch

über uns weg gegen das Meer hinaus. Und wie vorzüglich macht sich doch der Landschaftsausschnitt von meinem Sitz aus! Wie ein wohlberechneter Rahmen umfasst der verschossene rotbeblümte Himmel meines Vordachs den strahlendblauen draussen, und die grüne Landschaft mit dem See und zuvorderst die vier glänzendbraunen Rücken der Pferde, die über die weisse Strasse hintanzen. Ich liege schräg ausgestreckt, höchst behaglich, eine Zigarette rauchend, in meinem luftigen Gehäuse und fühle mich wahrhaft in der wonnesamsten Frühlingsstimmung.

An einer Strassengabelung halten wir einen Moment, weil mit lautem Rufen einer da heruntergerannt kommt, einen Brief schwingend, den die Post mitnehmen soll.

Der See bleibt zurück und es nähert sich ein breiter Hügelrücken, den wieder dieser so überaus feine, delikate Schimmer der Oliven überkleidet, mit grünfunkelnden sonnigen Lichtungen durchsetzt und ein paar kleinen weissen Bauernhäusern.

Langsam ziehen wir uns da hinauf; oben erscheint plötzlich in geringer Entfernung vor uns das Meer.

Eine Menge weisser Blütenbäume, die sich wie ein leuchtendes Geschmeide im Vordergrund vorbeiziehen, ein grüner, warmbesonnter Dünenhügel weiter zurück und darüber dann dieses ganz schwere, gesättigte, tiefe Blau, neben dem selbst der südliche Nachmittagshimmel völlig verblasst, und diese wunderbare, bewegungslos mächtige Linie des Horizonts.

Es ist merkwürdig, wie ausserordentlich einen jedesmal wieder dieser Anblick berührt und geradezu aufrüttelt wie ein grosses Erlebnis.

Er hat durchaus die Stärke eines Symbols, das eine ganze Fülle von Empfindungen, von fremdartig erhabener Schönheit, von Poesie, von Glück und Unendlichkeit in der unwiderstehlichsten Weise zum Ausdruck bringt.

Und jetzt wird auch die ganze Vegetation immer üppiger und meridionaler; Pistazienbäume mit prachtvoll breit ausladenden hellgrünen Laubkronen, blühende Rosenbüsche, Agavenhecken und in den windgeschützten Mulden alles voller Orangen.

Wir kommen an eine Strassenkreuzung. Ein Postwagen wartet da, dessen Pferde losgespannt am Strassenbord weiden. Es ist die Zweigstation für die Orte im Innern der Halbinsel.

Der zweite Wagen unserer Kolonne musste die Route da hinaufnehmen.

Da wird nun Post ausgetauscht, Verschiedenes umgeladen, Pferde gewechselt und dazu natürlich sehr viel unnötiges Geschrei verführt. Endlich ist alles im Reinen und man fährt mit Halloh und Peitschengeknall nach allen drei Richtungen auseinander.

Wir erreichten nach einer kleinen Stunde das sehr malerische Städtchen Rodi, das inmitten dichter Orangen- und Zitronengärten an einer steilen Halde zum Meer hinuntersteigt. Und von da ab führte auch unsere Strasse für eine ganze Weile hart am Wasser entlang.

Rodi betreibt — wenn auch in ziemlich primitiver Form — ohne Eisenbahn und ohne eigentlichen Hafen, einen grossen Exporthandel mit den Gargano-Orangen. Man zeigte mir eine Art Fabrik, wo die Holzkistchen für den Versand ins Ausland hergestellt werden. Nach näher gelegenen Küstenorten spedieren sie die Früchte einfach offen, und ich sah ein paar Segelbarken, die eben, als wir vorbeifuhren, aus dem kleinen Fischerhafen ausliefen, bis zum Rand vollgeschüttet mit der prachtvollen goldenen Ladung.

Mit Rodi war die grössere Hälfte der Reise überstanden; im weitern Verlauf folgten aber noch manche und vielleicht noch grossartigere Bilder und Szenerien.

Vor allem ist mir erinnerlich ein mächtiges altes Schloss am Meer, in dem jetzt die Finanzieri, die Zollsoldaten, hausen. Und hernach der Aufstieg durch einen grossen Fichtenwald mit einfallender Abendsonne, voll von dem herrlichsten, würzigen Duft und tönenden Rauschen des Windes in den Baumkronen; dann und wann ein plötzlicher Ausblick auf das abendliche Meer, von dem beständig das dumpfe Dröhnen der Brandung heraufklang, mit langsamem ungeheurem Rhythmus wie in riesenhaften Atemzügen anschwellend und wieder verklingend.

Dann ging es flott weiter, immer in der Höhe, um mehrere jäh ins Meer abfallende Felsvorsprünge herum. Auf deren einem ein noch wohlerhaltener Wachtturm aus der Zeit der Türkeneinfälle; an der nächsten Ecke aber erschien dann schon, über ein breites Tal weg und wieder auf einem weit ins Meer vorspringenden Bergrücken gelegen die letzte Station, Peschici, ein Ge-

wimmel weisser, flachgedeckter Häuser, die sich an die Felskuppe anklammern, prächtig erglühend im Schein der sinkenden Sonne.

Die Post hält unten im Tal, wo ein steiles Strässchen zum Ort hinauf abzweigt. Pferde zum Wechseln stehen bereit. Ich ziehe mich nun auch wieder auf meinen Platz in der I. Klasse zurück. Der Emigrant ist allein noch da, aber auch der Kondukteur setzt sich zu uns herein und eine Frau aus Peschici.

Die Strasse zieht sich wieder ins Land hinein, draussen wird es mehr und mehr Nacht und unter dem gleichmässigen Getrappel und Schellengeklingel der Pferde sind wir bald allesamt in Schlaf versunken.

Als ich erwachte, lag ein vom Mond hell beschienener Ort nahe vor uns mit einem grossen schwarzen Kastell auf der obersten Höhe; auf einer kleinen Insel funkelt in wechselnden Farben grell aufzuckend die Laterne eines Leuchtturmes.

Das war Vieste, die äusserste Stadt des garganischen Vorgebirges und das Endziel der langen Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

ROM. MARTIN WACKERNAGEL.

SCHWEIZER PRESSRUNDSCHAU.

Eine Arbeit von Edouard Combe in der „Semaine littéraire“ vom 27. Juni über „le Danger Strauss“ deckt sich zum Teil mit den Ausführungen unseres Mitarbeiters Preconi, der sich in Heft IX von „Wissen und Leben“ über „Musikantenkultur“ geäussert hat. Seine Ideen werden bei vielen unserer Leser Anklang finden.

Zersplitterung, Sucht nach Unerhörtem, nach Subtilität und Gewalttätigkeit, wie erkünstelter Archaismus, geben der musikalischen Entwicklung unserer Tage einen entschieden dekadenten Charakter. Das eine Wort „modern“ wird auf Strauss, Reger und Debussy angewandt, von denen jeder nicht nur seinen eigenen Weg, sondern seine eigenen Wege geht, die nach allen Richtungen der Windrose weisen. Der Reichtum an Produktion und Talenten ist zwar grösser als je; die Virtuosität so häufig, dass sie uns nicht mehr verblüfft. Aber seit Wagner und Brahms fehlt es an einem Grossen, der die vielen Bächlein zum Strom hätte vereinen können. Vielen ist zwar Richard Strauss als solcher erschienen. Aber gerade er bedeutet für die Musik die grösste Gefahr; des immer entschiedenern Materialismus wegen, in dem er sich mählich verliert. Seine ersten Werke waren noch persönlich, idealistisch und reich an starken Gedanken. Aber nach seinen besten Werken „Don Juan“, „Tod und Verklärung“, „Zarathustra“ hat er nur noch die Bahnen rein materialistischer Musik be-